

GÜTERSLOHER
VERLAGSHAUS



HOLGER WITZEL

ШНАУЦЕ БЕССИ

Schnauze Wessi

**PÖBELEIEN AUS EINEM
BESETZTEN LAND**

GÜTERSLOHER VERLAGSHAUS

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Erstveröffentlichung der Kolumnen: www.stern.de



The mark of
responsible forestry

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier
EOS liefert Salzer Papier, St. Pölten, Austria.

1. Auflage

Copyright © 2012 by Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlagmotiv: © Chris Collins/Corbis

Druck und Einband: CPI Moravia Books, Korneuburg

Printed in Czech Republic

ISBN 978-3-579-06686-8

www.gtvh.de

Inhalt

- Friede, Freude, Einheitskuchen – ein Wutanfall 7
- ... und ihr seid ein anderes – eine Bewerbung 12
- Die Winterschlacht – ein Déjà-vu 18
- Kriminelle Migranten – eine Milieu-Studie 23
- Mobbing in den Tod – eine Tierparabel 29
- Vier Panzersoldaten und ein Hund – ein Rätsel 35
- Aufbau West in Peine – eine Schande 40
- Sex im Dunkeln – eine Liebeserklärung 46
- Fragen verboten – ein Prozess 52
- Nie wieder Ostsee – ein Abschied 58
- Danke? Nein, danke! – eine Festrede 64
- Arme Helden – ein Trauerspiel 70
- Das Duell der Dinkelkekse – ein Elternabend 76
- Der Westen macht krank – eine Anamnese 82
- Integration für Neu-Neu-Bundesländer – ein Schnellkurs 88
- Das Robinson-Regime – eine Expedition 94

Die Urne ist der Sarg der Demokratie – eine Wahlanalyse	100
Kinderarbeit und Aldi-Enten – ein Geständnis	106
System-Streber-Gene – eine DNA-Analyse	113
Asoziale Ärztehäuser – ein Langenscheidt »Ost-West«	120
Liebe nahe Ossi – eine Entschuldigung	126
Wichteln mit der PDS – eine Distanzierung	132
Das Coming-out der »Generation Mandy« – eine Selbsthilfegruppe	137
Das Pfeiffer'sche Drüben-Fieber – eine Diagnose	144
Der Höllenfürst von Magdeburg – eine Illusion	150
Der Gipsbein-Effekt – eine Paranoia	155
Die Asamoah-Verschwörung – eine Enthüllung	162
Wettrüsten beim Abendbrot – eine Hoffnung	169
How does it feel – ein Ohrwurm	175
Wer zu spät kommt ... – ein Kopfschütteln	180
In der falschen Ecke – eine Danksagung	186

*»Aber mit Takt und Respekt vor dem
Selbstwertgefühl der bisher von uns
getrennten Landsleute wird es möglich sein,
dass ohne entstellende Narben
zusammenwächst, was zusammengehört.«*

Willy Brandt, 1990, ausnahmsweise mal korrekt zitiert

Friede, Freude, Einheitskuchen

Am 20. Jahrestag des Mauerfalls lief das Fass der Tränen über. Und mir die Galle. Auf einmal will der Westen die Mauer sogar noch von seiner Seite eingerissen haben. Ein Wutanfall.

Was war das für eine Orgie 71 Jahre nach der Reichspogromnacht: Statt SA-Trupps knatterten wochenlang nur Trabis über den Bildschirm. Auf allen Kanälen flossen Tränen der Freude statt der ewigen Scham. Wenigstens im Kurzzeit-Gedächtnis durften wir noch einmal ein mutiges Volk gewesen sein – *das* Volk sogar zum Teil. Und beinahe wäre die größte Sensation im Freudentaumel über den Mauerfall ganz untergegangen: Wurde sie doch vor 20 Jahren nicht etwa von den Scorpions eingerissen, die so lange *Wind of Change* piffen, bis es kein Grenzer mehr auf seinem Wachturm aushielt, sondern eigentlich vom Westfernsehen eingedrückt!

Irgend so ein Besserwisser behauptete in irgend so einer Nacht-der-Nächte-Dokumentation allen Ernstes, Hanns Joachim Friedrichs von den Tagesthemen sei es gewesen. Die Nachrichten über die offene Mauer hätten diese gewissermaßen erst geöffnet. Vermutlich nennt man die wichtigsten Meldungen sogar erst seit diesem Tag »Aufmacher« und wir wissen nun endlich auch, dass nicht das Ei vor der Henne da war, sondern zuerst das Gegacker. Von den Leipziger Broilern, die sich für mehr Freilauf im Hühnerstall verprügeln und einsperren lieben, gar nicht zu reden. Am Ende – man hätte es wissen müssen – war es also das Westfernsehen, der mutige Onkel Hajo aus Hamburg. Das ist zwar weder logisch noch belegt, aber typisch.

Das halten sie bis heute nicht aus, dass sie damals nur staunen und zuschauen konnten. Dass es sie kalt erwischt hat, wo sie doch sonst immer alles wissen. Dass ein dusseliger Funktionär in zehn Minuten erledigte, was sie selbst mit Milliardenkrediten seit Jahren mühsam hinausgezögert hatten. Und auch daran werden sie nicht gern erinnert: Wie sie das kleine schmutzige Land und seinen Diktator bis zum Schluss hofierten, wie Erich Honecker 1987 beim Ehrenempfang in Bonn den größten Triumph seiner verkorksten Antifaschisten-Karriere noch zwei Jahre vor dem Kanzler der Einheit auskosten durfte, aber immerhin Schulter an Schulter mit ihm. Diese peinlichen Bilder werden zugunsten von Dauersendungen mit Heulkrämpfen (»Dass ich das noch erleben darf!«) gern unterschlagen. Dabei hat Honecker

damals bestimmt genau das Gleiche gedacht, heimlich jedenfalls, und dafür sogar ein paar Wochen lang keine Menschen an der Mauer erschießen lassen.

Der rote Teppich von Bonn ist im Rückblick nicht nur ein schönes Symbol für die Verlogenheit der innerdeutschen Beziehungen, sondern auch dafür, was nach den vielen Judasküssen zwei Jahre später kam: Wie die einen strahlten, dass sie endlich mal offiziell in den Westen durften, und die anderen reserviert die Zähne zusammenbissen. Wie der kleine, dürre Mann mit dem altmodischen Hut schon damals, beim Abschreiten der Ehrenformation, permanent Gefahr lief, von seinem großen dicken Stiefbruder von der Teppichkante geschubst zu werden. Wie sich das alle eigentlich ganz anders vorgestellt hatten. Und wie es dann doch genau so kam.

Kaum hatte sich der Wind gedreht (und jetzt bitte nicht wieder dieses schreckliche Lied pfeifen), steckten sie den ehemaligen Staatsgast ins Gefängnis und sich den Rest seines Landes in die Tasche. Aus Volkseigentum wurde genau so schnell ihr Privateigentum wie aus militärischen Ehren Schimpf und Schande. Und damit das nicht so auffiel, ließ man Honecker dann doch noch rechtzeitig ins Ausland fliehen. Wie hätte das auch ausgesehen, wenn der Rechthaber-Rechtsstaat neben ihm womöglich auch einige eigene Politiker wegen Hehlerei oder Beihilfe zu Menschenhandel hätte anklagen müssen. Die gute Laune war jedenfalls schnell im Eimer.

Vielleicht – so viel sei zugegeben – haben sich damals tatsächlich ein paar West-Berliner ehrlichen

Herzens gefreut (bevor ihnen der Verlust ihrer Berlin-Zulage und der Regierungsumzug schwante), vielleicht gab es auch ein paar Westdeutsche, die immer mal ein Päckchen schickten (und von der Steuer absetzten). Die meisten Menschen aber zwischen Nord- und Tegernsee ging das Jahr 1989 nichts an: Ob in China ein Sack Reis umfällt oder auf halbem Weg dahin eine Mauer – na und? Was sollte sich für sie groß ändern? Wenn sie ehrlich sind, was leider nicht ihre Stärke ist, geben sie das sogar zu. Auch dass es ein Irrtum beider Seiten war, dass sich dieses Thema in fünf, zehn oder spätestens 20 Jahren erledigt hätte.

In Wahrheit kann von der so genannten inneren Einheit bis heute keine Rede sein. Dafür sind wir viel zu verschieden. Zum Glück. Immer noch. Vielleicht haben uns die Jahre nach dem kalten Krieg sogar mehr entfremdet als die Zeit davor. Dieser Graben lässt sich nicht leichtfertig zuschütten, wie das seit 1990 vergeblich versucht und in diesen Tagen wieder in allen Festreden beschworen wird, gern auch mit dem berühmten Satz vom Zusammenwachsen (»Nun wächst zusammen, was zusammengehört«), den Willy Brandt tatsächlich nie so gesagt hat, schon gar nicht am 10. November 1989 vor dem Schöneberger Rathaus. Er wurde ihm nachträglich untergejubelt, verstümmelt und verkürzt. Erst ein Jahr später, als man die Wiedervereinigung noch für einen Grund zum Feiern hielt, sagte Brandt etwas, das dem falschen Zitat zwar nahe kam, aber ein wenig nach dem richtigen Umgang mit geistig Behinderten klang. Im

Zusammenhang mit der »wirtschaftlichen Aufforstung« des Ostens warnte Brandt eindringlich vor den »geistig-kulturellen Hemmschwellen und seelischen Barrieren« zwischen den Deutschen und fügte an: »Aber mit Takt und Respekt vor dem Selbstwertgefühl der bisher von uns getrennten Landsleute wird es möglich sein, dass ohne entstellende Narben zusammenwächst, was zusammengehört.«

Es kam anders. Takt gehörte ohnehin nie zu westdeutschen Stärken. Und so blieb jeder, was er war. Oder um es ungefähr mit Walter Ulbricht zu sagen, dem wir – neben Hitler und anderen gemeinsamen Vorfahren – das alles zu verdanken haben: Niemand hat die Absicht, eine Mauer einzureißen. Bitte nicht auch noch die in den Köpfen! Schon im Interesse der kulturellen und menschlichen Artenvielfalt wäre es schade darum. Wer soll uns sonst in Zukunft erklären, wie das damals mit dem Mauerfall und dem Westfernsehen wirklich war? Wer soll uns die Demokratie erklären, das Arbeiten beibringen oder die »seelischen Barrieren« heilen? Und wer soll diesen Klugscheißern sagen, dass sie vielleicht auch mal lernen müssen, was ihnen von Natur aus so schwerfällt?

Na gut, ich mach's und sag es mal so: Schnauze, Wessi!

»Mia san mia«
Mob in München, 2011

»Wir sind das Volk«
Mob in Leipzig, 1989

... und ihr seid ein anderes

Pünktlich zum Jahresende hängen wieder angebliche »Hass-Plakate« im Berliner Stadtbezirk Prenzlauer Berg. Leider ist nur der Adressat klar, nicht der Absender. Eine Bewerbung.

Sie kleben regelmäßig an Stromkästen und Mülltonnen, im Bötzowviertel und rund um die Winsstraße – überall, wo Touristen den Ost-Berliner Kiez einmal besonders kiezig fanden, bis sie unbedingt selbst dazugehören wollten. »Wir sind ein Volk!«, steht dieses Jahr auf den Plakaten. »Und ihr seid ein anderes.« Unterschrieben sind sie mit: »Ostberlin, 9. November 2009.«

Abgesehen davon, dass dies natürlich für das ganze Land gilt, ist es eine ziemlich harmlose Wortspielerei, eine Art Binsenweisheit nach 20 Jahren Clash der Kulturen. Nicht so platt wie »Schwaben, verpisst euch!«, was auf neuen Berliner Fassaden auch oft verlangt wird, oder etwa »Schnauze, Wessi!«. Trotzdem weiß jeder so-

fort, wer das *eine* Volk ist und wer das *andere* – und was sonst noch gemeint ist. Die Botschaft kommt an, offenbar sogar bei denen, die *das Leben der Anderen* nur aus dem Kino kennen. Sonst würden sie sich nicht alle Jahre wieder darüber aufregen.

Noch schöner ist, dass es jedes Jahr mehr werden – die Plakate selbstverständlich. Sie sind größer und aufwendiger gemacht als die kopierten DIN-A-4-Zettel der vergangenen Jahre, auf denen anonyme Widerstandskämpfer ihren neuen Nachbarn eine gute Heimreise wünschten oder sich für die erholsamen Feiertage bedankten, wenn die Saab-Karawane im Stau nach Süddeutschland steckte. Am schönsten aber sind die öffentlichen Reaktionen darauf, jedenfalls die veröffentlichten:

Ungewohnt vorsichtig rätselt die *Bild-Zeitung* über den »Plakat-Krieg« – es sei noch »unklar, was es damit auf sich hat«. Für »Hass-Plakate« entscheidet sich dagegen die alte West-Berliner *B.Z.* und analysiert »einen neuen Höhepunkt des innerdeutschen Rassismus«. Die *Berliner Morgenpost* meint, »Plakate spalten Anwohner« und verwechselt damit die Ursachen – als könnte Papier eine Schere schneiden. In der *Berliner Zeitung* – sonst eher rücksichtsvoll im Umgang mit ewig gestrigen Gefühlen und Mitarbeitern – wundert sich ein Autor »über die Hartnäckigkeit einiger Ost-Berliner« und verlangt »für die Verfasser ein sofortiges Einreiseverbot nach West-Berlin.«

Man könnte jetzt mit hoher Treffsicherheit sagen, woher die einzelnen Journalisten stammen, zumal

Medien ein beliebtes Tummelfeld für ahnungslose Experten aller möglichen Befindlichkeiten sind. Doch so einfach ist es nicht. Immerhin belegen die Kollegen ihr Unverständnis mit Umfragen unter Betroffenen und Fachleuten. »Absurd« beziehungsweise »unsäglich« findet Bezirksbürgermeister Matthias Köhne die Plakate und glaubt: »Wir waren in dieser Hinsicht schon mal weiter.« Zweifellos ein Irrtum, aber das sei einem Diplompolitologen aus Schleswig-Holstein nachgesehen, der erst seit 1994 in Ost-Berlin lebt. Auch der Stadtsoziologe Hartmut Häußermann wundert sich in der *Berliner Zeitung* über das »provinzielle Bewusstsein«. Immerhin wohnt er schon seit 1996 am Kollwitzplatz, und in seinem Alltag – so der gebürtige Schwabe – seien Ost-West-Differenzen kein Thema mehr. Wahrscheinlich stimmt das sogar, denn am Kollwitzplatz sind sie ja im Wesentlichen unter sich, aber in einem Punkt irrt auch der Soziologie-Professor: Er sei froh, sagt er, dass sich die Kampagne gegen Landsleute und nicht gegen Menschen aus noch fremderen Kulturen richte. Dabei richteten sich die Plakate doch genau dagegen, ausdrücklich sogar! Und fremder als nach solchen Aussagen kann man sich gar nicht werden.

So zieht sich das durch alle Berichte: »Die haben wohl die Zeit verpennt«, echauffiert sich in der *Morgenpost* eine Bankangestellte, die von Köln in den Prenzlauer Berg gezogen ist. Philipp Strube, der 1980 aus Westdeutschland kam und nach einer Karriere als Sozialarbeiter in Kreuzberg nun den beliebten Wochen-

markt am Kollwitzplatz betreibt, sagt: »Ost-West spielt heute keine Rolle mehr.« Auch er mag recht haben: Die Probleme, die sein Markt derzeit mit einigen klagenden Anwohnern aus dem eigenen Kulturkreis hat, haben damit sicher nur am Rand zu tun.

Man kann leider nur spekulieren, warum in den Umfragen fast ausschließlich Ost-Berliner zu Wort kommen, die das noch nicht allzu lange sind. Finden die Reporter doch mal einen Einheimischen, wollen die bei heiklen Ost-West-Fragen lieber namenlos bleiben. »Ich glaube, es handelt sich einfach um die Meinungsäußerung von Leuten, die hier keiner mehr versteht«, zitiert die *Berliner Zeitung* immerhin »eine Frau, die schon lange vor der Wende in Prenzlauer Berg gelebt hat.« Menschen, die im Westen aufgewachsen seien, sagt sie, könnten das nur nicht herauslesen. Jens-Holger Kirchner, der als Bezirksstadtrat für Öffentliche Ordnung auch für wild geklebte Plakate zuständig ist, äußert sich in der *Westberliner Morgenpost* ähnlich vorsichtig: »Die Ost-Berliner haben so viele Veränderungen durchgemacht, die regen sich über den Wandel in den letzten fünf Jahren bestimmt nicht auf.«

Er legt damit einen ungeheuerlichen Verdacht nahe: Kleben die Fremden die fremdenfeindlichen Plakate womöglich selbst? Es sähe ihnen ähnlich: Ich selbst kenne Exemplare, die sich ungeniert beklagen, in den so genannten Szene-Vierteln sei nichts mehr so, wie es war, als sie sich dort breit machten. Eine Zeitlang haben sie noch versucht, sich mit alten Trainingsjacken der Na-

tionalen Volksarmee zu tarnen und gleichzeitig damit verraten. Was sie nämlich nicht wissen: Wer die einmal tragen musste, wird das nie wieder freiwillig tun. Auch die verbreitete Vorliebe für alte Ost-Mopeds und anderen Quatsch aus dem Fachhandel für Nostalgie sind Indizien. Warum sollen sie also nicht zu denen gehören wollen, die Leute wie sich selbst nicht mögen? Solche narzisstischen Phänomene der Über-Identifikation mit Opfern kennt man aus der Trauma-Psychologie oder der Vergangenheitsbewältigung. Schaut man genau hin, stammen tatsächlich viele, die sich auch öffentlich für »Milieuschutz« in den Berliner Bezirken Mitte, Prenzlauer Berg oder Friedrichshain einsetzen, gerade nicht aus diesen Milieus, sondern haben sie erst kopiert, dann okkupiert und schließlich zu Hause so lange angepriesen, bis sie ihre Zauberlehrlinge nicht mehr bremsen und die Mieten selbst nicht mehr bezahlen konnten.

Wie ich die Plakate verstehe, geht es nicht um arm oder reich, gegen »gentrification« oder »gegen Schwaben«, wie *dpa* und andere vermuten, weil dieses ohnehin bedauernswerte Völkchen schon zu Mauerzeiten als die peinlichsten Berliner galten. Sie richten sich gleichberechtigt gegen Rheinländer, Hessen, Bayern und Westfalen, ja sogar gegen Ost-Westfalen. Es geht um zugezogene Ego-Terroristen und ihre ungezogenen ADS-Kinder. Um Park- und Kindergartenplätze und um die letzten Omis, die nirgendwo ein Päckchen Kaffee bekommen, das nicht zu angeblich »fairen Preisen« gehandelt wird. Um asoziale Attitüden und ein alternati-

ves Image, das sich einen Scheiß um die letzte alternative Kultur schert, die gerade geräumt, gekündigt oder von den neuen Wohnungseigentümern wegen zu lauter Gitarren verklagt wird. Nicht zuletzt geht es natürlich auch um meine Berliner Lieblings-Kneipe, für die ich hier aus guten Gründen keine Werbung machen kann. Immerhin bewahrt sie ihre räumige Identität nur noch mühsam mit einem Schild an der Tür, auf dem kategorisch »Kein Milchkaffee!« steht.

Ein kleines Manko hat die Plakataktion trotzdem: Die Bekenner fehlen. Ich würde nämlich gern etwas spenden, mich nächstes Jahr selbst an der Kleister-Front melden oder ein paar Plakate mit nach Leipzig nehmen, wo es in manchen Gegenden auch überhand nimmt. So kann ich den Berliner Partisanen nur »Venceremos!« zuzurufen. Und allen anderen – wie immer – Schnauze!

*»Erst haben wir den Sozialismus ruiniert,
jetzt ist der Kapitalismus dran.«*

Peter Sodann

Die Winterschlacht

Das Tausalz wird knapp. In Afghanistan ist Krieg, aber niemand boykottiert die olympischen Winterspiele. Bin ich eigentlich der Einzige, dem das alles bekannt vorkommt? Ein Déjà-vu.

Der Winter, so spottete der ostdeutsche Volksmund gern, zähle neben Frühling, Sommer und Herbst zu den größten Feinden des Sozialismus. Man hatte ja keine Vorstellung, wie anfällig auch äußerlich selbstbewusste Gesellschaftsordnungen für Schnee und Eis sind: Nach allerlei Katastrophen-Warnungen wird das aktuelle Wetter inzwischen zwar wieder als »normaler Winter« abmoderiert – aber der Müll trotzdem nur sporadisch abgeholt. Tausalz und Schlitten sind knapp. Züge stehen still. Mein schöner neuer Mercedes schafft es seit Wochen kaum noch aus der Parklücke ...

Und dennoch: Obwohl sich Autos aus Pappe notfalls allein anschieben ließen, würde ich niemals sagen, dass

früher alles besser war. Viel schlimmer: Es war genauso. Dieser Winter ist eine Schande für die Demokratie – und das nicht nur wegen der Streugut-Mangelwirtschaft.

Da spricht eine Bischöfin aus, was die Mehrheit im Land über den Krieg in Afghanistan denkt, und wird dafür heftiger angefeindet als Deutschland je von einem Taliban. Sie muss zum Rapport bei der Regierung antreten wie DDR-Kirchenführer in den achtziger Jahren, wenn deren Konfirmanden auf ihren Kutten »Schwerter zu Pflugscharen« forderten. Wie damals wird Afghanistan gerade mal wieder mit Bomben der gesellschaftliche Fortschritt beigebracht. Wie damals redet man zu Hause nicht offen von Krieg. Wie damals hat man einer befreundeten Supermacht bedingungslos zu folgen ...

Wie? Man kann das nicht vergleichen? Andere Zeiten, andere Prioritäten? Gut, ein paar Unterschiede gibt es: Zumindest offiziell hat die DDR in Afghanistan nicht mitgemacht. Fingerabzugsübungen wie vorher im Kosovo waren damals noch für alle Deutschen tabu. Und immerhin, auch das muss man zugeben, war der Einmarsch fremder Truppen in Afghanistan für den Westen 1980 noch Grund genug, die Olympischen Spiele in Moskau zu boykottieren. Wäre aber zu schade für die nun gesamtdeutschen Biathleten, so kurz vor Vancouver. Allein die Taliban, so scheint es, bleiben sich treu.

Leider kann man sich seine Erinnerungen nicht aussuchen, aber wahrscheinlich leiden viele ehemalige SED-Untertanen unter ähnlichen Déjà-vus. Unter den sprachlichen Verrenkungen, wenn einem »teilverstaat-

lichte« Banken oder »kriegsähnliche« Befreiungskämpfe vermittelt werden sollen. Wenn Tote und andere Kollateralschäden so lange geheim gehalten werden, bis es nicht mehr anders geht, und die Verantwortlichen die Verantwortung allein dadurch übernehmen, dass sie die Verantwortung abgeben. Nicht etwa wegen ein paar ziviler Opfer mehr oder weniger, sondern ausdrücklich nur wegen der »Informationsspannen« danach. Honecker, so wissen wir heute, wollte die kleinen schmutzigen Details auch nie so genau wissen oder sie gingen auf dem Weg nach oben vorseilend verloren. Und wenn eine Clique aus Politikern und Regierungsbeamten schon allein entscheiden will, was ihr Volk wissen darf und was nicht, warum dann nicht genauso selbstverständlich darüber, wer Chefredakteur im staatlichen Fernsehen ist?

Es ist nicht schön, diese Muster überall wieder zu entdecken, aber auch nicht so schlimm. Wer das schon kennt, zuckt nur mit den Schultern. Nicht frustriert – das wird im Westen gern verwechselt –, nicht einmal mehr enttäuscht, allenfalls ein wenig gelangweilt: Warum soll eine Ministerin nicht entscheiden, was ihre Untertanen im Internet sehen dürfen? Was soll die Aufregung, nur weil arbeitslose Faulpelze härter bestraft werden sollen? Wenn schon nicht mehr das »Recht auf Arbeit« gilt wie im Arbeiter- und-Bauern-Staat, dann doch wenigstens die Pflicht dazu. Am besten steckt man Hartz-IV-Schmarotzer gleich wieder wegen »asozialer Lebensweise« in den Knast (§ 249 DDR-Strafgesetz). So kommt statistische Arbeitslosigkeit gar nicht erst auf – alles

schon gehabt. Kita-Plätze als Staats-Doktrin, Politiker, die ihre Ohnmacht selbstbewusst als Entschlossenheit verkaufen, einfältige Propaganda, inszenierter Parteitagsjubel, Durchhalteparolen und Schönfärberei – alles schon mal gehört. Ein Staat, der sich für Subventionen von einem Milliardenkredit zum nächsten hangelt. Wo ohne nachbarschaftliche Schwarzarbeit und Vitamin B kaum noch jemand über die Runden kommt. In dem man sich lieber still an der Meinungsfreiheit freut, wenn Kollegen am Nachbarsschreibtisch plötzlich aus faden-scheinigen Gründen verschwinden. Alles schon erlebt.

Na gut, manches ist doch anders: Auf den alten Stasi-Stativen sind moderne Kameras montiert. Niemand muss mehr Westpakete aufreißen oder informelle Spione anheuern. Was wir denken und kaufen, wird einfach online und auf Vorrat mitgelesen. Gegen die Datensammelwut von Konzernen und Behörden heute wirken die Stasi-Einweckgläser mit Geruchsproben wie lächerliche Briefmarkenalben. Aber ob Sportler gedopt werden oder zappelnde Grundschüler? Ob Kleinbürger mit hypothetischem Volkseigentum oder ein Volk von Kleinaktionären mit Hypotheken? Ob ein paar Banken unser Schicksal bestimmen oder ein paar Bonzen – wo ist der Unterschied?

Etwas beunruhigend finde ich schon, dass ich seit vergangenem Jahr wieder Kunde einer volkseigenen Bank bin und der Automat eines Tages vielleicht nur noch Spielgeld ausspucken könnte. Dass ich auf dem Weg von Leipzig nach Berlin ein Bundesland durchque-

ren muss, in der eine Art neue Sozialistische Einheitspartei aus SPD und Stasi-Schergen regiert. Dass sich dieses Modell die lautesten Agit-Prop-Journalisten mit West-Biografie sogar schon wieder für das ganze Land vorstellen können. Eine FDJ-Funktionärin im Kanzleramt. Ungeräumte Straßen. Was kommt als Nächstes?

Einmal in den vergangenen Tagen – solche Déjà-vus gibt es auch noch – hielten sofort zwei junge Männer neben meiner Parklücke. Sie hatten mich und meine Reifen durchdrehen sehen, opferten ihre Fußmatten, setzten sich in den Kofferraum, um den dämlichen Hinterradantrieb zu überlisten. Nichts half. Schließlich gruben wir die schwere Karre auf Knien frei. Dabei entdeckte ich an ihrem Auto einen Aufkleber, auf dem in kyrillischen Buchstaben, phonetisch verschlüsselt, stand: »Wer das nicht lesen kann, ist ein dummer Wessi.« Im ersten Moment fand ich das ziemlich blöd, weil es die Adressaten ja gerade nicht lesen können und die Beleidigung schon deshalb nicht ankommt. Aber dann hielt ein noch neuerer Mercedes neben uns und der Fahrer ließ herablassend die Scheibe runter: »Das ist ein Mercedes«, belehrte er uns. »Hinterradantrieb.« Ich bedankte mich artig für den Tipp. Meine beiden Helfer aber verdrehten nur die Augen, als wäre ihnen sofort klar gewesen, dass so ein Sprücheklopfer, der nicht mal mit anfasst, ihren Aufkleber bestimmt nicht lesen kann. Dann sah auch ich sein Nummernschild und ein, dass ich immer noch viel zu höflich bin. Man müsste es auch im richtigen Leben viel öfter laut sagen: Schnauze, Wessi!

»Die Ritter waren meist nachgeborene Söhne von Adligen im westlichen Deutschland, die in ihrer Heimat keinen Rittersitz erwerben konnten.

*Der Kampf gegen die Ungläubigen war ehrenvoll;
zudem lockten Beute und Gewinn.«*

Friedrich Wienecke,
Die Germanisierung der Mark Brandenburg

Kriminelle Migranten

Soll noch mal einer sagen, Kriminalität hätte nichts mit Migration zu tun. Oder warum machen ständig Ganoven im Osten Schlagzeilen, die gar nicht von dort stammen? Eine Milieu-Studie.

Gerade hat man den Geschäftsführer der Leipziger Wasserwerke verhaftet. Auch der Boss der hiesigen Verkehrsbetriebe sieht einer Anklage wegen Bestechlichkeit entgegen. Nachbarn und Golf Freunde des langjährigen Sparkassenchefs genossen seltsame Sonderkonditionen, bis sich Staatsanwälte und Bankenaufsicht dafür interessierten. Untreue, Vorteilsnahme, Amigo-Affären – in der ehemaligen Boomstadt Leipzig, so muss das von außen wirken, boomt vor allem die kriminelle Vetternwirtschaft.

Als Leipziger ist mir das manchmal richtig peinlich, auch wenn ich wie die meisten Eingeborenen wenig da-

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Holger Witzel

Schnauze Wessi

Pöbeleien aus einem besetzten Land

Paperback, Klappenbroschur, 192 Seiten, 10,6 x 17,0 cm

ISBN: 978-3-579-06686-8

Gütersloher Verlagshaus

Erscheinungstermin: März 2012

Ein Ostdeutscher schlägt zurück

Ätzender als Holger Witzel beschreibt niemand den Zustand der innerdeutschen Einheit 20 Jahre nach der so genannten Wiedervereinigung. Seine Kolumne ist regelmäßig die meistgeklickte und meistdiskutierte auf stern.de. Die Fakten und Beobachtungen, mit denen der bekennende Ossi dabei argumentiert, schmerzen besonders, weil sie trotz aller Überspitzung im Kern sehr wahr sind. Und: Sie machen richtig Spaß!

Kriminelle, die als Bauhelfer getarnt sind, das Märchen von der »Ostalgie« als Marketingtrick westdeutscher Konzerne oder die kokette Sehnsucht vieler Schwaben, ein echter Ostberliner zu werden – nichts ist vor seiner spitzen Feder sicher. Auch nicht die Buchform – jetzt zum Selberlesen oder Verschenken.